

Das Lächeln

Autor(en): **Trümpy, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **21 (1917)**

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574958>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

namhafte Künstler ihrem Interesse an der Arbeit Ausdruck gaben. Der sichere Auftrag, die breite Behandlung und feste Farbgebung verschaffen dem Bild die stark dekorative Wirkung. Ein anderes Gemälde „Chorknabe“ (eine Kerze anzündend) wirkt demgegenüber mehr durch den Ausdruck des anziehenden Knabengesichts und die verschiedenartigen Lichtstrahlen, die darüber spielen; die Behandlung ist behutsamer, die Stimmung weicher, aber die allgemeine Wirkung weniger kräftig. Im „Spätherbst im Rhonetal“ spürt man so recht die reine Bergluft; alles ist hell, klar und farbig empfunden; die Einzelheiten sind unterdrückt, sodaß wirklich nur der klare Herbsttag zu einem spricht. Welch einen Gegensatz bildet dazu die Arbeit, die an der gleichen Stelle im Vorjahr ent-

stand: drohender Regen liegt da über der ganzen Landschaft und verdüstert alle Töne. Das rasch hingeworfene Bildnis des Mädchens L. St., einer Nichte der Malerin, zeigt ein munteres Kindergesicht (s. S. 551); wir empfinden dabei, daß die Autorin ein warmes Verständnis für die Kinderseele besaß.

Eine Skizze, die auch die Aufmerksamkeit auf sich zieht, enthält die Darstellung eines alten Kreuzifixes: gelbe Blumen stehen dabei, und eine einzige Kerze wirft eine warme Glut über den Gekreuzigten. Die Zusammenstellung wirkt sehr eigenartig. Ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß nach dieser tiefgründigen Arbeit voll religiösen Denkens der Pinsel der noch jungen Hand entfiel.

Das Lächeln.

Nachdruck verboten.

Skizze von Hans Trümpy, Glarus.

Schon zum dritten Mal war die Kompanie in das enge Tal eingedrückt, das durch drei wilde Schluchten von der andern Welt abgeschlossen lag. Wie interessant mußten es die Truppen droben am Umbrail und drunten im Jura haben! Sie dagegen konnte nur hinunter ins Tal und hinauf ins Tal und links auf den Biz — wie heißt er doch — und rechts auf den Passo — ach, die Namen weiß der Leutnant auf der Karte. Das eine Mal kam der Feind von der Seite, das andere Mal von der andern, und jenachdem die Soldaten an dem oder jenem Ausgang des fünfzehnfürstigen Dörfleins standen, schauten sie sich tiefsinnig an: „Der Feind hat den Rhein überschritten“ oder „Der Feind hat den Inn überschritten“.

„Wenn es nur bald wahr wäre!“ seufzte Füsilier Fenner. Aber statt des Feindes starrte ihnen ein rotes Fähnlein trostlos entgegen, das sofort verduftete, wenn sie mit Hurra und gefällten Bajonetten drauflosstürmten.

Aber es mußte in dieser einsamen Welt doch etwas geschehen. Darum entwarf der Hauptmann einen abwechslungsreichen Plan: zuerst gründliche Einzelausbildung, dann Zugschule und schließlich Märsche, Gefechte und Patrouillen. Aber als die

Einzelausbildung vorbei war, regnete und schneite es tagelang. Die Kompanie konnte keine Märsche ausführen, keine Schlachten schlagen. „Der Regen wäscht uns allen Schneid vom Leib,“ meinte der Hauptmann zu seinen Offizieren; „Ihre Aufgabe besteht darin, Kopf hoch, als ob blauer Himmel wäre!“ Also machten sie sich an die Arbeit.

Leutnant Kuster trat vor seinen Zug, der in Linie auf dem einzig ebenen Plätzchen des Tales stand. Der Regen tropfte vom Käppi wie von einem Regenschirm. Aber Kuster nahm gehörigen Abstand vom Zuge, senkelte sich und kommandierte: „Achtung stett!“

Oberleutnant Weber war mit seinem Zuge unter das Vordach einer Scheune getreten. Alle Augenblicke erscholl von dorthin ein Gelächter, und Kusters Zug schaute und hörte mehr zur Scheune hin als auf die Befehle des Leutnants. Aber er ließ sich nicht beirren, er zwang sich zu noch strammerer Haltung und kommandierte scharf wie ein Messer. Er hatte einen Mann im Zuge, den er nicht leiden konnte. Zwar machte er seine Sache recht; aber Kuster glaubte nicht an seine stramme Achtungstellung und an seinen tadellosen Gewehrgriff. Aus seinem Lächeln schloß er

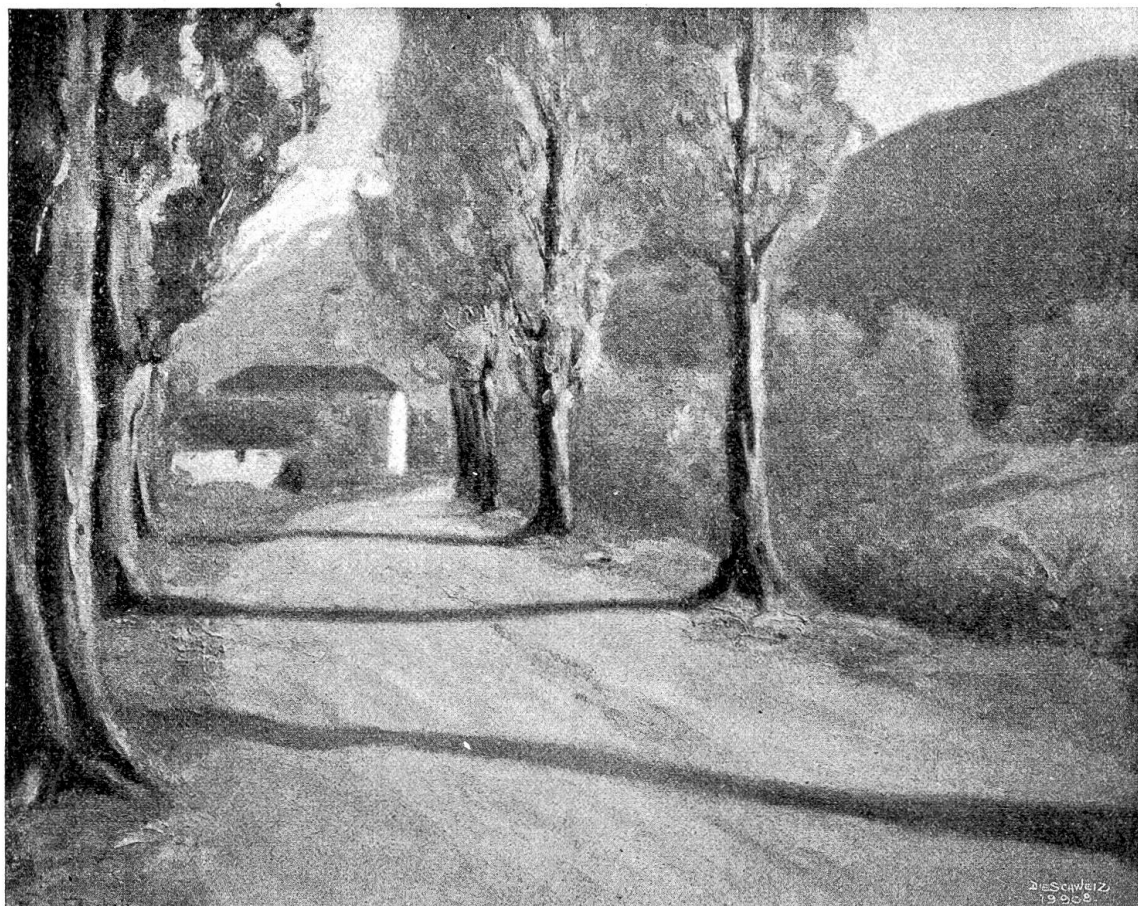
auf eine schlechte Gesinnung. „Durch sein Lächeln will er mich außer Fassung bringen, damit meine Kommandos nicht einschlagen.“ Denn die Gewehrgriffe sahen nicht, wie wenn ein Hammer auf einen Amboß schläge, sondern tatterten wie Maschinengewehre. In einer Pause hörte er, wie einer zum Lächler sagte: „Der jagt uns im Viereck herum, daß es Gott Lob zwölf Uhr werde.“ Kuster schaute darauf Füsilier Jenner mit großen Augen an; aber zum Teufel, der lächelte schon wieder mit seinen zwei giftigen Grübchen auf den Backen.

Am Abend sahen einige aus Kusters und Webers Zug beim Schoppen in der niedrigen Wirtsstube. Webers Leute rühmten: „Wir haben einen guten Zugführer, der weiß ein paar Wize zu vertragen. Guer Kuster hat keinen Humor, er kennt nichts anderes als das Reglement.“ „Der Krieg hat bewiesen, daß Achtungstellung und Taktschritt nichts nützen, wir müssen Fühlung haben mit unsern Führern,“ erklärte der Lehrer Tschümperli. „Für sieben Franken im Tag wollte ich

auch gern kommandieren,“ meinte ein dritter. Da mischte sich Jenner ins Gespräch. Bis jetzt hatte er still in einer Ecke gesessen: „Im Kriege wird Oberleutnant Weber versagen; denn er schmeichelt euch, weil er euch im Grunde fürchtet. Ich behaupte, Kuster ist ein ausgezeichnete Mann, auch wenn er keine schlechten Wize weiß.“ „Aber dich mag er ja gar nicht,“ suchte ihn einer umzustimmen; „dir ist es auch gar nicht ernst, du grinsest ja die ganze Zeit.“ Und wirklich, Jenner lächelte wieder mit beiden Grübchen.

Wie erstaunte er aber am andern Morgen, als ihm Leutnant Kuster befahl, sich bei Oberleutnant Weber zu melden. „Was habe ich zu melden?“ fragte er. „Sie haben sich zu melden!“ tönte es scharf zurück. „Sie wollen mich doch nicht verlassen, von meinen Kameraden weg?“ „Ich habe Befehl vom Herrn Hauptmann, gehorchen Sie!“

„Ihr seid also der Jenner mit dem Lächeln?“ begrüßte ihn Weber. „Seht, das müßt Ihr bei mir ablegen, wir wollen gute Kameraden sein. Ich weiß, Leutnant



Marie Stüchelberg (1869—1917).

Landstraße bei Karon (1916).

Kuster ist noch etwas jung, er versteht nicht, daß es euch langweilig sein kann. Was studiert Ihr eigentlich? So, Naturwissenschaften! Da könnt Ihr uns einen Vortrag halten über die Flora unseres Tales. Wenn Ihr Euch anständig aufführt, werde ich dafür sorgen, daß Ihr Euch hiezu vorbereiten könnt. Warum grinsen Sie schon wieder? Nu?" Er stampfte mit seinem kurzen Bergstock auf den Boden. Fenner lächelte: „Herr Oberleutnant, den kleinen Kindern und den Pferden gibt man gern ein Zückerchen, wenn sie folgsam sind.“

Weber hielt seine Theoriestunde. Er war Jurist und konnte sich deshalb etwas zutrauen. Er sprach von den alten Schweizern: „Die vaterländischen Schützen-, Säger- und Turnfestphrasen sind heute außer Kurs. Die Pflichterfüllung, der stille Tod fürs Vaterland und die wahre, verborgene Heimatliebe kennen keine Worte. Wir nährten uns lange, allzulange vom Ruhme der Alten und vergaßen darüber den Krieg. Wie zimperlich sind wir geworden und schreien, wenn einer ohnmächtig wird! Die alten Schweizer hatten noch Lust am Dreinschlagen. In Gottes Namen, wenn's halt losgeht, gibt's blutige Köpfe; es wird euch ein paarmal schlecht werden, bis ihr daran gewöhnt seid.“ Fenner lächelte. Auf dem Heimwege redete Weber mit ihm, ob er zufrieden sei mit der Universität. Die nächsten Soldaten machten große Augen, und Weber benützte die Gelegenheit, um über gelehrte Dinge zu sprechen. „Was halten Sie von meinem Vortrag? Wissen Sie, man kann ja das Zeug nicht wissenschaftlich bringen, man muß populär reden.“ Da verschwand das eine Grübchen in Fenners Gesicht, und er antwortete mit merkwürdig ernster Stimme: „Solange wir im weichen Grase liegen, klingt es ganz kriegerisch. Ich meine, zuerst müssen wir das Tierlein im Menschen, die Angst, überwinden, und das Schießen und Stechen kommt von selber. Gegenüber den Tschinggen ennetdrüben halte ich es nicht für recht, wenn wir uns aus ihrem Blute ein patriotisches Müsslein kochen.“ Dann lächelte er wieder mit beiden Grübchen.

Von da an redete Weber nie mehr mit ihm. Nur einmal verlangte er noch eine Erklärung, als er seine Mannen ermun-

terte, stets den Krieg vor Augen zu haben. Da meinte Fenner unschuldig: „Ich habe mehr den Mittagspaß vor Augen als den Krieg.“

Wen ein Feldweibel lieb hat, den züchtigt er. Fenner bekam es zu fühlen, denn er wurde mit Vorliebe zu den angenehmen Geschäften befohlen, als da sind: Wache am Sonntag (Ehrendienst), Zimmerputz und Kartoffelschälen nach der Arbeit. Aber er lächelte immer, als ob ihn das alles kalt ließe. Fenner schrieb eines Tages seiner Mutter:

„Wenn ich ein anderes Gesicht hätte, wäre ich Leutnant so gut wie einer; aber meine Grübchen! Du sagst, ein Engel habe mich bei der Geburt auf beide Wangen geküßt; ich glaube, es war ein böses Teufelchen, das mich zeichnen wollte. Du schreibst: Ohne Ehrgeiz kein Soldatenglück! Ich kehre den Satz um: Ohne Glück kein Ehrgeiz. Mein Leutnant hat mich verfehlt, weil er mein Gesicht nicht ausstehen kann. Wenn ich ihm nur zeigen könnte, daß ich ehrlich bin! Aber ich kann ja nicht die Backen ausblasen und zu ihm sagen: ‚Herr Leutnant, es ist mir ernst!‘ Du bist stolz, eine Soldatenmutter zu heißen. Ja, wenn der Soldat nur Offizier wäre und auf Vaters Köhlein ritte! Ich fürchte, ich wäre zu gut mit den Leuten, sie müßten auch lächeln. Du mußt Dich darum zufriedenen geben wie ich, daß ich ein gemeiner Grauröckler bin, und mit mir denken: Der Mensch kann nichts übersehen, er ist seiner Nase lang gerecht.“

Als das Wetter sich besserte, begannen die weiten Märsche und die Patrouillen. Fenner wäre ums Leben gern mitgegangen. Aber seine Grübchen ließen es nicht zu. Eines Tages zog Leutnant Kuster mit drei Mann aus auf den Biz Platta. Der Morgen war so frisch und blau, daß ihn der Hauptmann ruhig gehen ließ. Aber gegen Mittag schwammen vom Duan her kleine Wolkenwellen, und am Nachmittag verfinsterte ein gelbbraunes Himmelmeer die Sonne. Es wurde drückend schwül, und besorgt ging der Hauptmann auf dem Übungsplake hin und her und schaute oft gen Himmel. Am Abend brach ein unbändiges Gewitter los, daß die Bäche im Nu anschwellen und brüllend zu Tale tosten. Die Patrouille war noch nicht zu-



Marie Stüfelberg (1869—1917).

Singender Chorfnabe (1916).
Phot. S. Dietschy & M. Sandreuter, Basel.

rück. „Sie werden irgendwo unterstehen,“ meinte Oberleutnant Weber, „Kuster kennt die Berge.“ Aber als es dunkelte und noch keine Meldung von den ausgesandten Posten kam, sammelte der Hauptmann seine Kompanie: „Meldet sich jemand freiwillig, Leutnant Kuster zu suchen?“ Jenner trat sofort vor mit drei andern. „Ich kenne hier die Berge,“ sagte er, daß der Hauptmann etwas ruhiger wurde. Wohl ausgerüstet stieg Jenner mit drei Kameraden aufwärts in dunkler Nacht.

Das war eine schreckliche Nacht. Unruhig schritt der Hauptmann im Kompaniebureau auf und ab. Wenn da etwas passiert war! Sollte er es dem Bataillon melden? Oberleutnant Weber wollte ihn ablösen; aber er hieß ihn schlafen. Und gähmend legte er sich aufs Kanapee. Da schwamm ein Lichtlein über die Straße. Sofort öffnete der Hauptmann das Fenster und rief: „Leutnant Kuster?“ Aber es war nur der Trainsoldat, der Stallwache hatte. Enttäuscht schloß er den Flügel zu. Er zündete eine Pfeife an, um den Schlaf zu vertreiben. Das Zündhölzchen flackerte zwischen den Fingern. Kurz entschlossen schnallte er die Pistole um, nahm den Bergstock zur Hand und ging hinaus auf eigene Faust, talaufwärts. Der Bach brummte sein ewiges Lied: Alle Menschen müssen sterben, kurz ist unseres Lebens Lauf. Der Hauptmann flog fast, so rasch stieg er. Da hörte er einen Ruf: „Herr Hauptmann! Herr Hauptmann!“ Er blieb stehen. Ach, es war nur der Bach. Nein, doch, da hörte er es ganz deutlich. Seine Ordonnanz eilte keuchend heran: „Herr Hauptmann, Leutnant Kuster ist da, alle sind da!“ Jetzt rauschte der Bach wie lieblich! „Ist Jenner auch da?“ „Jenner? Nein!“ Wenn er nur den auch gehabt hätte! Auf dem Heimweg plauderte die Ordonnanz, um den Hauptmann zu beruhigen: „Der Jenner ist ein feiner Kerl, er hat mir schon zweimal fünf Franken gegeben.“ Aber er fand taube Ohren.

Unterdessen stieg Jenner aufwärts

durch den Wald im gleichmäßigen Schritt. Heute wollte er beweisen, daß er ein Soldat sei. Unheimlich war die Nacht. Das Gewitter hatte aufgehört; aber um die Felsen jagten die Wolken in wildem Flug. Je graufiger der Föhn durch die Arven schrie, umso kühner blickte Jenner. Er redete kein Wort, es wäre auch verhallt im Sturm. Auf der Alp den ersten Halt. „Sechshundert Meter in einer Stunde!“ lobte er. Sie schritten wieder hinauf in die Bergnacht. Von Zeit zu Zeit schimmerte ein Firn gespenstisch zur rechten Hand. Dort oben war der Paß, wo Kuster herunterkommen mußte. Noch zwei Stunden rechnete Jenner. Sie gaben Signal mit der Laterne und mit der Pfeife; aber der Wind verschluckte die Pfeiffe in den nächsten zehn Metern. Mitternacht war vorüber, als sie auf dem Paß angelangt waren. Eine schwarze Tiefe gähnte ihnen entgegen. Sie suchten nach dem Steinmännchen, das ihnen den Weg weisen sollte; aber sie fanden es nicht. Vorsichtig ließ sich Jenner am Gletscherseil hinunter



Marie Stükelberg (1869—1917).

Mädchenbildnis (1917).

über eine mächtige, grundlose Schneewehe, die andern folgten in seinen Stufen. Ein See schlief tückisch zwischen schwarzen Felsblöcken. Nach einer Stunde vergeblichen Umherirrens legten sie sich unter einen Stein schlafen. Aber kaum hatte sich Jenner hingestreckt, weckte ihn das Gewissen. Er sprang auf und suchte vorsichtig. Ein Ruf rief den andern den Schlaf aus den Augen: Jenner hatte das Steinmännchen gefunden. Nun tasteten sie sich langsam vorwärts, ihr Lichtlein flackerte armselig in der Steinöde. Sie gaben wieder und wieder Signale; aber sie erhielten keine Antwort als den Widerschrei der Nacht. Sie suchten solange, bis am Himmel der Tag erschien. Enttäuscht ließen die drei Kameraden die Köpfe hangen; aber Jenner ermutigte sie: „Am Tage finden wir sie sicher, wenn sie nicht schon längst daheim sind.“ Bei den ersten Häusern meldete er sich durchs Telephon beim Hauptmann zurück. Wie er strahlte, als er seinen Kameraden meldete: „Kuster ist da!“ „Schade, daß wir ihn nicht ge-

funden haben,“ meinte einer; „das hätte ein schönes Trinkgeld gegeben.“

Als Jenner ins Bureau trat, leuchteten seine zwei Grübchen wie Schneesterne an der Sonne. Kuster schritt auf ihn zu und gab ihm die Hand: „Ich danke Ihnen, Jenner.“ „Aber dieser lächelte: „Ich danke, daß Sie wieder da sind.“

Der Hauptmann mußte aufs Pferd und dahinjagen vor Freude. Er ließ dem Roß die Zügel und gab ihm Luft. Unter den Bäumen, über die Wiesen jagte es, und sein Reiter klatschte ihm auf Hals und Hinterhand. Das Tier fühlte, daß es einen Menschen trage, dem ein großes Heil widerfahren. Dann kehrte der Hauptmann langsam zurück. Leutnant Kuster erwartete ihn: „Herr Hauptmann, Sie gestatten, daß Füsilier Jenner wieder meinem Zuge angehört?“ „Der Kerl wird Offizier; das gibt wieder mal einen, den wir brauchen können!“

Jenner konnte vor Freude lange nicht ent schlummern; noch im Schlafe lächelte er mit beiden Grübchen.

Blaßgelbe Rosen

Blaßgelbe, späte Sommerrosen,
Voll mädchenhafter Schönheit, seltsam hold,
Ihr pranget nicht am Fest, in hellen Freuden,
Und bergt doch tief im Kelch ein Restchen Gold.

Auf alten, vornehm dunkeln, ernstern Bildern
Erschimmert ihr in einer Frauenhand
Und lächelt wie schon längst verglühete Sommer
Aus ängstlich steifem Feiertagsgewand.

In einer menschvergesenen Friedhofecke
Blühn gelbe Rosen noch in rauher Luft.
Im trüben Glas, im schwülen Krankenzimmer
Stehn müd und träumend sie und hauchen Duft.

Blaßgelbe, späte Sommerrosen,
Im Kreuzgang eines Doms beim Dämmerchein,
Bestreut aufs Grab des jüngstverstorbenen Priesters,
Liegen sie leuchtend und warm und küssen den Stein.

Helene Ziegler, Zürich.